

---



---

# KULTURSPIEGEL

---



---

## Eröffnung der Ferdinand Gehr- Ausstellung im TaK

Die Zeiten, in denen der Maler Ferdinand Gehr als Aergernis empfunden wurde, sind vorbei. (Damals kursierte in kirchlichen Kreisen ein Gerücht um ein elftes Gebot, das in etwa so hiess: Du sollst die Kirche nicht begehren!) Die Oeffentlichkeit ging allmählich daran, der Kunst Gehrs mit Toleranz und Einsicht zu begegnen. Die Reibflächen, die sich vorallem dort am hartnäckigsten zeigten, wo der Sonntagsverstand mit der intellektuellen Kunst von Ferdinand Gehr konfrontiert wurde, in den Kirchen nämlich, diese Reibflächen sind abgetragen. Die Einsichtigkeit, die Aufgeschlossenheit, insbesondere die nach aussen gekehrte, dem Prestige dienende Aufgeschlossenheit hat weitherum gesiegt. Das Verständnis aber für die Bildwelten und/oder Weltbilder, die Gehr auf die Leinwand beschwört, steckt immer noch in den Schuhen der 30-er und 40-er Jahre; es läuft mit kurzen Schritten hinter der Zeit her, ohne je Aussicht zu haben, die weit fortgeschrittene Kunst einzuholen. Gehr-Ausstellungen, entlockten vielen Besuchern den Ausruf: «Das könnte ich auch!» Könnten sie es, täten sie es. So bleibt die Malerei von Gehr einem kleinen Kreis vorbehalten, der die Mühe nicht scheut, sich mit den Bildern nicht nur auf ästhetischen, sondern auch auf intellektuellen Ebenen auseinanderzusetzen.

So bot denn auch die Vernissage der Gehr-Ausstellung am letzten Samstag in der Galerie

des «Theater am Kirchplatz» in Schaan keinerlei Anlass mehr, Aergernisse zu provozieren. Die cirka 80 anwesenden Gäste aus Liechtenstein, der Schweiz und Oesterreich, schienen denn auch bereit zu sein, der Einfachheit, die in Gehr's Bildern west, mit Verständnis entgegenzutreten. Dieses Verständnis erst zu formieren, es in die richtigen Bahnen zu legen, war die Aufgabe von Franz Bertel, der in einem kurzen Vortrag auf die Substanz der Gehr'schen Bilder hinwies. In der Folge seien einige Zitate aus seiner Eröffnungsrede angeführt, die den Grundton seiner Einführung bestimmten: «So blieb mir nichts, als zu sprechen vor und über die Blumen Ferdinand Gehrs, von seinem beredten Schweigen und der erfüllten Leere seiner Bilder. Für das Oxymoron (=scheinbarer Widerspruch, Red.) «erfüllte Leere» stand im Sanskrit das Wort «sunya» und für das Wort ein kleiner Kreis als Zeichen. Zeichen und Begriff übernahmen später die Araber, sie nannten den kleinen Kreis «as sifr», sodass auch in der anderen sprachlichen Form der ursprüngliche Gehalt bewahrt blieb.

Das war nicht der Fall, als die Europäer um das Jahr 1000 von den Arabern Zahlen und Zeichen übernahmen.

Das Aeussere, das Zeichen war übernommen worden, übernommen auch die Einsicht in die Funktion des Zeichens, zumindest die Einsicht in die Funktion des Zeichens innerhalb eines

rationalen Zusammenhanges. Verloren gegangen war das Wissen um den ursprünglichen Gehalt und die ursprüngliche Bedeutung des Zeichens. Aus der erfüllten Leere war das Nichts geworden.

Dieses Auseinanderbrechen von dem, was ursprünglich zwar widersprüchlich in sich und dennoch ganz war, in Satz und Gegensatz, kündigte früh schon das Heraufkommen einer Epoche an, in der nurmehr das Zählbare zählte, nurmehr das Wägbare wog, nurmehr das Beweisbare galt und das Abbild das Sinnbild verdrängte.

Als dann gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts die vordergründige Realität fragwürdig wurde, die Sicherheit und die Gewissheit, die ein nominalistisches, empirisches Weltbild Jahrhunderte hindurch gegeben hatte, zerbröckelte, stieß man wieder auf den Satz des Thomas von Aquin, wonach Schönheit nur der Abglanz der Wahrheit ist.

In diese Zeit des Ueberganges hinein wurde Ferdinand Gehr geboren, befreite sich in seinem Werk früh von der Herrschaft der Dinge, entfernte sich immer mehr von dem Vordergründigen der Erscheinungsformen, suchte nicht Identität von Erscheinungsformen, sondern verwandelte die Erscheinungsformen zum Gleichnis.

Seine Zeichen waren nie Zeichen um ihrer selbst-willen, nie Teile prunkenden Dekors, seine Zeichen hatten immer Bedeutung, das

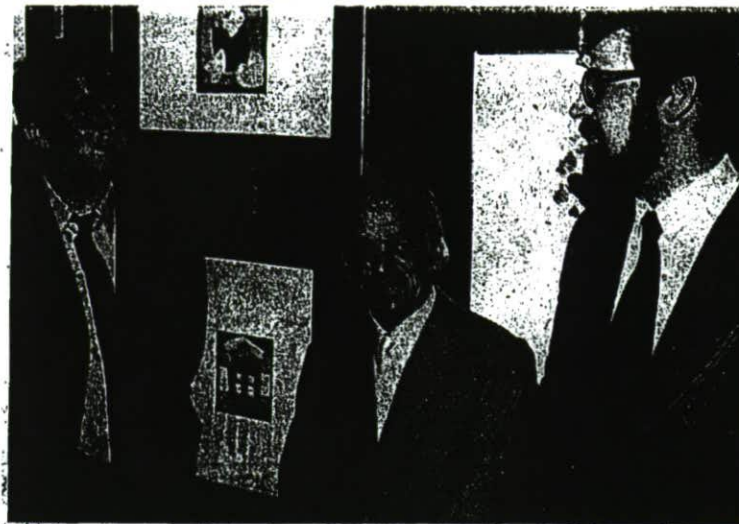
beleid sie deuteten auf etwas hin, das jenseits der Zeichen lag, sich den Sinnen entzog, nicht sichtbar war, nicht sagbar, nicht mittellbar, und dennoch da, Sprechen und Schweigen in-einander verschränkt, also etwas Ganzes, etwas Ganzes wie Mohn und Vergessen, Erscheinungsformen ein und desselben.

Strahlend, leicht und leuchtend nach aussen einen kurzen Sommer lang und abgekapselt, verschlossen, ruhend in sich.

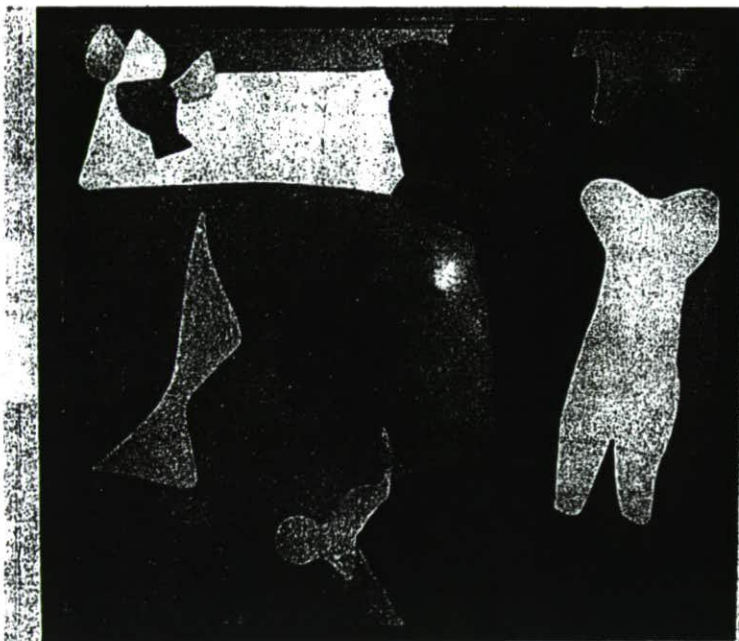
Dieses unsagbare Gleichgewicht, das die Dinge in all ihrer Widersprüchlichkeit aufnimmt, das meinte ich, als ich einleitend sprach von der erfüllten Leere.»

Nach dieser philosophisch-philologisch gestimmten Eröffnungsrede überliess man es den Gästen, «dieses unsagbare Gleichgewicht», das, wenn auch nicht sagbar, so doch lesbar, und ganz besonders in den Bildern von Gehr lesbar ist, zu lesen, oder zumindest zu lesen suchen. Der Besucher wird unwillkürlich auf diesen Weg des Lesens eingewiesen, die Bilder sind so gehängt, dass sich eine natürliche Folge bildet, die «Entzifferung» (im ursprünglichen Sinne des Wortes) wird schrittweise offenbar gemacht. Und jene trägt auch dazu bei, dass die Gehr-Ausstellung zu mehr als zur Genüge ästhetisch gefärbter Genüsse wurde. Sie ist die wichtigste Notwendigkeit. Sie hält den Besucher an, Andacht zu halten, Andacht an jenes, was vormals «erfüllte Leere» hieß. Die Ausstellung dauert bis und mit 16. Juni 73.

sch



TaK-Galerieleiter Dr. Alois Büchel, der Künstler Ferdinand Gehr und der Vernissageredner Franz Bertel (von rechts nach links). (Foto: A. Kleber)



Eines der ausgestellten Exponate. (Foto: A. Kleber)